

Pionierarbeit und neue Aufgaben nach der Zeitenwende 1989/90

Der gute Ruf der Deutschen hilft beim Friedensprozeß



Im März 1996 wurde das Ende des Krieges gefeiert, der viele hundert Menschenleben gefordert und 200 000 Tuareg und Mauren ins Exil getrieben hat.

Von Karin Adelman

In Äthiopien wurden Kurse in Lehm- bautechnik für Ex-Soldaten gefördert. In Uganda hat die deutsche Entwicklungshilfe einen Ex-General zur Verteilung von Wellblechdächern engagiert, die Kriegsveteranen den Start im Zivilleben erleichtern sollen. „Demobilisierungshilfe“ heißt das im Fachjargon. Andere afrikanische Länder erhielten „Demokratisierungshilfe“, ganz praktische Dinge wie Wahlurnen, Stimmzettel und Schulung für Wahlhelfer. Verwaltungsleute aus der Mongolei bekamen die Chance, im Deutschen Bundestag zu lernen, wie ein Parlament funktioniert. Die Kirchen finanzieren „Demokratisierungsschulen“ in Kenia und Bürgermeisterwahlen in Peru.

Der „Wind des Wandels“ nach der Zeitenwende 1989/90 hat der Entwicklungszusammenarbeit eine ganze Palette von neuen Aufgaben zugeweht, die sich unter den Stichworten „Demokratieförderung“, „Konfliktklärung“ und „Krisenprävention“ zusammenfassen lassen. In Anlehnung an die Formel „Hilfe zur Selbsthilfe“ könnte auch von „Hilfe zur Selbstbestimmung“ gesprochen werden.

Rückkehr planen

Spannender und viel schwieriger noch als die theoretische Begründung des neuen Aufgabenfeldes ist die Frage der praktischen Umsetzung. Alle, die in diesem Bereich arbeiten, leisten Pionierarbeit, wie zum Beispiel die Mitarbeiter der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) im Projekt „Mali Nord“ am Südrand der Sahara. Sandiges, flaches Land so weit das Auge reicht, verdorrtes Gestrüpp und ein paar Akazien. Ist das ein Ort, nach dem man sich jahrelang zurücksehnen kann? Mohamed Ag Mohamed diese Frage zu stellen wäre vermessend. Viele Male war der Chef des Tuareg-Clans der Kel-Tegoungoutene an diesen gottverlassenen Ort 30 Kilometer südwestlich von Timbuktu zurückgekehrt, um zu erkunden, ob er seine Leute tatsächlich aus dem Flüchtlingslager Bassikounou in Mauretanien hierher nach Tin Telout zurückführen kann.

Die Pumpen für die Bewässerung der Reisfelder, das Saatgut und die Nahrungsmittelhilfen bis zur Ernte haben die Entscheidung für die Rückkehr erleichtert. Vor einem halben Jahr noch war Tin Telout ein Geisterort. Im September 1996 überzieht helles Grün die Reisfelder des heimgekehrten Tuareg-Clans am Tassakan, einem Nebenarm des Niger. Das ist ein konkreter Erfolg der deutschen Hilfe für den Friedensprozeß im

Norden Malis, die Entwicklungsminister Carl-Dieter Spranger im Frühjahr 1993 bei seinem Besuch in Mali versprochen hatte.

Für den Besuch von Wighard Härdtl in Tin Telout müssen fünf Hammel sterben, damit der Gast angemessen bewirtet werden kann. „Wir werden den Friedensprozeß weiter unterstützen, und wir werden Freunde bleiben“, versichert der Staatssekretär aus Bonn den Honoratioren unter dem breit ausladenden Dach des Tuareg-Zeltes. Sein Versprechen wird ernstgenommen. Die Deutschen haben in Mali einen guten Ruf – nicht nur bei der Regierung in Bamako, sondern auch bei den Nomaden in der Wüste. Was in Deutschland niemand mehr weiß, wurde in der früheren französischen Kolonie nicht vergessen – die Bundesrepublik hatte 1960 als erster Staat diplomatische Beziehungen zum unabhängig gewordenen Mali aufgenommen. 33 Jahre später waren die Deutschen die ersten, die mit der konkreten Hilfe für den Friedensprozeß im Norden begonnen haben.

„Als wir 1994 hierher kamen, war gerade der schweizerische Konsul von Songhai-Soldaten erschossen worden. Man hatte ihm vorgeworfen, daß er mit den Tuareg-Rebellen zusammenarbeite. Die Situation war furchtbar“, erinnert sich Barbara Rocksloh-Papendieck, „tun konnten wir eigentlich gar nichts, und wir wären schleunigst verschwunden, hätten uns nicht die Einheimischen immer wieder beschworen, ‚bleibt doch bitte, bleibt‘.“ Die Mühen der Anfangszeit machen sich später bezahlt. Das „Programm Mali Nord“, das Henner Papendieck und Barbara Rocksloh-Papendieck im Auftrag der GTZ im Norden Malis aufbauen, kann vom Frühjahr 1995 an eine einzigartige Vermittlungsarbeit zwischen den Konfliktparteien leisten und den Weg für die Friedensverhandlungen zwischen den „weißen“ Tuareg und Mauren auf der einen und den „schwarzen“ Songhai und Bellah auf der anderen Seite ebnen.

Einzigartige Entwicklung

Zur Legende wurde das Aussöhnungstreffen vom 8. bis 11. September 1995 in M'Bouna, einem Grenzort zwischen den Seßhaften (Songhai) und den Nomaden (Tuareg und Mauren). M'Bouna hatte unter der Rebellion besonders stark gelitten, es gab deshalb keinen geeigneteren Ort für die Aussöhnung in diesem Raum. „Sie kamen per Lastwagen und Pick-up; zu Fuß, auf Eseln und Kamelen. Selbst am letzten Tag reisten noch Leute an, manche hatten erst spät von dem Treffen erfahren. M'Bouna war ein einziger Festplatz. Mit 650 Personen hatten die Organisatoren gerechnet, 2000 kamen“. be-

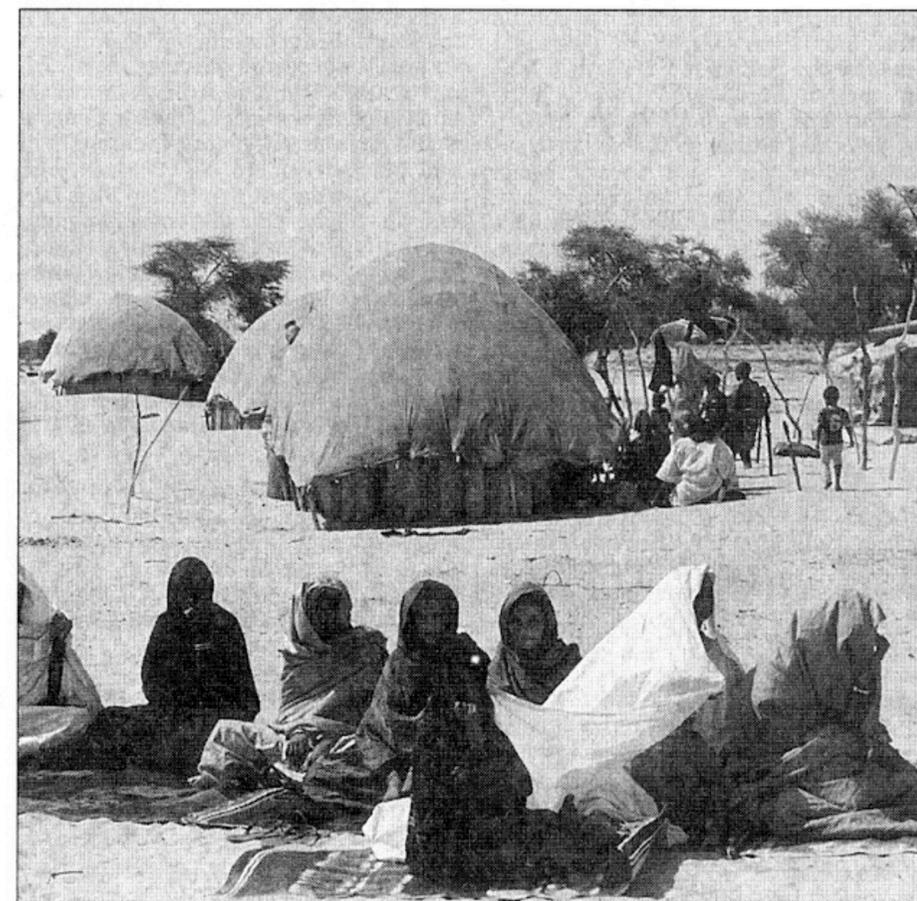
richtet Barbara Rocksloh-Papendieck. Die deutsche Entwicklungshilfe steuerte 40 000 Mark zur Finanzierung des Versöhnungstreffens bei.

Es waren Vertreter der lokalen Bevölkerung, die den Anstoß für das Treffen gaben und die sich dann auch mit der Bitte um Hilfe an die GTZ-Mitarbeiter wandten. „Die Ältesten der Tuareg, der Mauren, der Songhai und der Bellah haben sich zusammengesetzt und beschlossen, daß der Krieg beendet werden müsse. Sie sagten sich, ‚Jahrhunderte lang haben wir friedlich zusammengelebt, und es wird uns gelingen, dies auch weiterhin zu tun.‘ Die deutsche Hilfe für das Zustandekommen des Treffens in M'Bouna habe wie ein Katalysator gewirkt, sagt Henner Papendieck. Das heißt, mit relativ geringen Mitteln seien in einer scheinbar aussichtslosen Situation die entscheidenden Weichen gestellt worden. „Mali ist heute ein Beispiel dafür, wie man durch Gespräch und Verhandlung einen tödlichen Konflikt lösen kann.“

Mit einem „Friedensfeuer“, in dem die Tuareg-Rebellen ihre Waffen verbrannten, wurde im März 1996 das Ende des

Krieges gefeiert, der viele hundert Menschenleben gefordert und 200 000 Tuareg und Mauren ins Exil getrieben hatte.

Freilich ist der Frieden noch lange nicht sicher. Viele Viehnomaden aus der Sahara fühlen sich vom malischen Staat vernachlässigt. Manche Schwarze sehen in den hellhäutigen Nomaden noch immer gesetzlose Räuber und Sklavenhalter. Die Integration der Tuareg-Rebellen in die malische Armee scheint kaum zu funktionieren. Von der Regierung versprochene Entschädigungen an die Ex-Rebellen wurden nur teilweise bezahlt, und auch beim Blick auf das helle Grün der Reisfelder von Tin Telout bleiben Zweifel. Die Schwerarbeit mit der Hacke leisten ausschließlich die Bellah, auch die „schwarzen Tuareg“ genannt. Jene Nachfahren der Sklaven, die die Tuareg über Jahrhunderte hin in Westafrika zusammengerlaubt hatten. Künftige ausländische Hilfe werde an den Wurzeln solcher traditionellen Konflikte ansetzen müssen, meinen die deutschen Helfer: „Es kann uns schließlich nicht darum gehen, bei der Wiederherstellung einer Sklavenhaltergesellschaft zu helfen.“



Tuareg und Bellah vor einer Zeltstadt. Die Arbeit auf den Feldern leisten ausschließlich die Bellah, auch die „schwarzen Tuareg“ genannt. Foto: Karin Adelman